

Das Jahr.

Das neue Jahr wird wie andere öffentliche Feste in den meisten Gegenden Niederösterreichs von den Burtschen „eingeschossen“ und von Nachts herumziehenden kleinen Musikbänden „eingelassen“; im Wechselgebiete (B. U. W. W.) ist auch das „Neujahr=singen“ Brauch. Allgemein hält man noch an der Sitte fest, zum Jahreswechsel sich gegenseitig Glück zu wünschen. Einige landläufige Wunschformeln verdienen als charakteristisch hier vorgeführt zu werden.

„Ich wünsch' dem Herrn und der Frau
Ein glückseliges neues Jahr,
Das Christkindl im krausen Haar,
Ein gesundes und langes Leben,
Einen Beutel voll Geld daneben.
Ich wünsch' Ihnen einen goldenen Tisch,
Auf jedem Eck einen braut'nen Tisch,

In der Mitte eine Kanne Wein,
Da kann der Herr und d' Frau
Brav lustig sein.
Ich wünsch' Ihnen einen gold'nen Wagen,
Da können S' miteinander in Himmel fahren;
Aber das thät' ich mir ausbitten,
Daß ich hinten darf auffitzen.“

Dies ist indeß nur eine von den zahlreichen Variationen des allbeliebten Glückwunsches. Wenn der Bauernjunge ihn spricht, sagt er statt „dem Herrn und der Frau“: „dem Bödern und der Moam“ (Mahn, Muhme. Mit „Böder“ und „Moam“ werden in Niederösterreich überhaupt häufig Bauer und Bäuerin angesprochen) und gebraucht die Fürwörter „Ös“ und „Eng“ (alte Zweizahl = Ihr, Euch).

Originell ist das Einschießel:

„Ich wünsch' dem Herrn eine rothe Hof'n,
Da können die Dukaten drin los'n;¹
Ich wünsch' der Frau einen seidnen Rock,

Der steht als wie ein Nagelstoc,²
Und wünsch' der Frau eine gold'ne Haub'n,
Die steht als wie eine Turtelraub'n.“

(Dabei ist an die altehrwürdige Goldhaube zu denken.)

Recht naiv gratulirt der „Bögerbua“³ im Gebirge (B. D. W. W.):

„I kimm' ⁴ herein mi mein' Böger,
Was 's ⁵ ma ⁶ gebt's ⁷, das trag' i weg.
I wollt', der Bau'r waar' ⁸ mein Böder
Und gaabat ⁹ ma a Seit'n Speck!

Es soll eam ¹⁰ G'sund ¹¹ und langes Leb'n
Dafür der himmlisch' Bader geb'n.
I bitt' eng, schenkt's ma ja nit z'wen'g,
Wann's ma aa ¹² mein' Böger z'prengt“.

Auch Spottverse kann man hören — doch wohl öfter im Scherz als im Ernst gesprochen, z. B.:

„Ich wünsch' dir ein glückselig neues Jahr,
Weil das alte is schon gar;

Und wenn d' nit g'scheidter worden bist,
So bist und bleibst der alte Narr“.

¹ Horchen, hören. ² Nockenstoc. ³ „Böger“ ist ein länglicher Tragkorb. ⁴ komme. ⁵ Verkürzt aus „Ös“. ⁶ mir. ⁷ Mundartliche Zweizahl = gebt (Ihr). ⁸ wäre. ⁹ gäbe. ¹⁰ ihm. ¹¹ Der G'sund = die Gesundheit. ¹² auch.

Allerlei Aberglaube knüpft sich an den ersten Tag des Jahres. Vor Allem ist es nicht gleichgiltig, wer Einem zuerst begegnet oder zuerst gratulirt. Weit verbreitet ist die Meinung, daß man das, was man am Neujahrstage thut, durchs ganze Jahr oft thun werde, wie dies auch das landläufige Sprüchwort ausdrückt: „Wie zu Neujahr, so das ganze Jahr“. Zu Neujahr soll man einen Schweinsrüssel essen, dann wird man Glück haben. Das Schwein wird öfter als ein in gutem Sinne vorbedeutendes Thier aufgefaßt.

Heilige drei Könige. Der allbekannte Brauch der Hausberäucherung am Dreikönigs-, Christ- und Sylvesterabend begegnet uns in Niederösterreich noch überall (Rauchnächte). Wenn die kleine Procession von ihrem Rundgange in die Stube zurückgekehrt ist, knien alle nieder und beten, worauf die Männer ihre Mützen oder Hüte, die Weibspersonen ihre Kopftücher über den Rauchtopf halten und dann rasch das Haupt bedecken. Es gilt dies als ein Mittel gegen Kopfleiden.

An diesem Abend darf die letzte „Nicht“ (im Ötzihergebiete Semmelmilch) nicht aufgeessen werden, sondern man läßt einen Rest in der Schüssel zurück und am Rande derselben die Löffel bereit liegen, damit die Frau „Bercht“ oder „Berchtl“ (Berchta), wenn sie in der Nacht mit ihrem Gefolge, den ungetauften Kindern („Zodawascherln“, Heimchen) im Hause einkehrt, etwas zu essen vorfinde und nicht über schlechte Wirthschaft zu klagen Ursache habe oder gar sich räche. Wessen Löffel in der Früh aus seiner Lage gerückt erscheint, der hat Unglück zu fürchten; ledige Personen hingegen, an deren Löffel viel Milch sich anlegt („anreimt“), heiraten bald. (Ybbsthal, B. D. W. W.) Am andern Tage essen die Hausleute von der Berchtmilch; auch die Hühner bekommen etwas davon, auf daß sie „fleißig“ Eier legen, sowie die Kühe, daß sie viele und gute Milch geben. Am Wechsel stellt man sich die „Berchtl“ als eine schöne, schneeweiße Frau, überhaupt als gute Fee vor, welche man in der Dreikönigsnacht an Orten, wo drei Grenzen oder Kreuzwege zusammenstoßen, sehen kann; hier zeigt sie auch bereitwillig verborgene Schätze. Im Ybbsthal gilt Frau „Bercht“, entgegen der ursprünglichen mythologischen Auffassung, vorwiegend als Schreckgestalt, der man auf ihren Wanderungen in den „Unternächten“ (von Weihnachten bis Dreikönig) nicht gerne begegnen möchte. — Vor und nach dem Feste der heiligen drei Könige ziehen auch die „Sternsinger“ durch mehrere Tage von einem Orte zum andern.

Von den heute noch vorgetragenen Dreikönigsliedern scheint eines über das ganze Dialectgebiet verbreitet zu sein. Die ersten Strophen lauten:

„Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Die suchen das Kindlein und hätten es gern.
Mleluja, Mleluja.

Die heiligen drei König' in schneller Eil',
Geh'n in dreizehn Tagen vierhundert Meil'.
Mleluja.

Sie zieh'n wohl für's Herodes Haus,
Herodes schaut beim Fenster heraus.
Alleluja.

Herodes sprach: Bleibt da bei mir,
Ich will euch geben Wein und Bier.
Alleluja.

Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch halten zehrungsfrei.
Alleluja."

Doch die fremden Gäste lassen sich nicht zurückhalten und so entläßt sie Herodes „mit trozigem Wort“. Am Vorabend des Dreikönigtages ist es Brauch, die Tenne mit besonderer



Die Sternsinger.

Sorgfalt zu fegen, „weil die heiligen drei Könige in der Nacht darauf tanzen wollen“. Mit dem Dreikönigsfeste steht das am Wechsel noch übliche sogenannte „Kameeltreiben“ am Montag und Dienstag vor dem Faschingsonntag im Zusammenhange. Eine Schar maskirter und phantastisch gekleideter Bursche stellt das Gefolge der heiligen drei Könige vor; sie führen, treiben und begleiten eine mehr oder weniger glücklich nachgeahmte wandelnde Kameelfigur, während zwei Clarinettebläser (Hirten) und ein Trommelschläger, der die „türkische“ oder große Trommel schlägt, die Musik besorgen. Vor jedem Hause wird aufgespielt, der Ertrag zur Belustigung am „Burschenfasching“ verwendet. — Maria Lichtmeß. Von den Wachswaaren, welche

an diesem Festtage zur Weihe in die Kirche gebracht werden, möge hier nur die „Wetter-“ oder „Floriantkerze“ besonders erwähnt werden. Dieselbe wird bei heftigen Gewittern in Bauerngehöften, an vielen Orten auch in Bürgerhäusern angezündet. Den Kindern gab man früher am Lichtmeßtage eine Brodschnitte, auf welche man drei Tropfen Wachs geträufelt hatte. (Gföhl, B. D. M. B.) Lichtmeß heißt auch das „Bauern-Neujahr“; „z' Lichtmeß sind d'Zahr' aus“, sagt man bezüglich der Dienstkleute, denn unter den üblichen „Wandertagen“ nimmt dieser Festtag die erste Stelle ein. (Von den übrigen sind besonders zu nennen: Georgi, Jakobi und Martini.) Mägde führen auf der Wanderschaft eine Flasche Branntwein mit sich (den „Wanderbranntwein“), welche sie jedem Bekannten, der ihnen auf dem Wege begegnet, zum „Zutrinken“ darreichen. (Besonders im B. D. W. W. üblich.) Der neu eintretende Dienstkbote bekommt von der Bäuerin eine Eier Speise und

muß sich auf die „feste“ Bank setzen, damit es mit ihm „eine Dauer habe“. Um Reß (B. U. M. B.) heißen die letzten acht Tage, welche der „ausstehende“ Dienstbote ohne Arbeit im Hause zubringen darf, „Schlankeltage“. („Schlankeln“ bedeutet müßig herum-schlendern.)

Der Tenneboß, „Tendlboß“. Dieses ländliche Fest wird in der Faschingszeit gefeiert, wenn die Arbeit auf der Tenne, das Ausdreschen des Getreides (der „Drusch“) beendet ist. („Boßen“ heißt schlagen, hier mit dem Drischel schlagen, dreschen.) Kaum ist der letzte Drischelschlag gethan, so läuft ein Knecht oder Bube zum Nachbarn und ruft in die Tenne hinein: „Wir hab'n ausdrosch'n!“ Dabei schlägt er an das Scheunenthor oder schießt wohl gar eine Pistole ab. (B. D. W. W.) Auch andere Poffen spielt man dem „saumfaaligen“ Nachbarn, der in der Arbeit zurückgeblieben ist. Man lehnt ihm einen Strohmann an das Tennthor oder setzt ihm das „Dreschermandl“ aufs Dach, wirft einen Prügel unter die Drescher, packt verschiedene alte Sachen in ein „Häfen“, fängt wohl auch Mäuse hinein und leert den Inhalt des Topfes auf der Tenne aus (B. D. W. W.), oder steckt einen Kochlöffel ins Stroh und ruft: „Holla, der Tendlboß is g'wunna!“ (Göpfritz an der Wild, B. D. M. B.) und dergleichen mehr. Der Bursche nun, welcher mit der Aus-führung solchen und ähnlichen Schabernacks betraut wird, mag sehen, wie er sich recht-zeitig aus dem Staube macht, denn wenn er erwischt wird, kommt er übel weg. Man schwärzt ihm das Gesicht, lacht ihn dabei brav aus, läßt ihn ein Stündchen an eine Säule gebunden stehen oder schießt ihn sogleich mit einer Tracht Prügel heim. Aber auch in dem Gehöfte selbst, wo man „ausdrischt“ (das Dreschen beendigt), fehlt es nicht an allerlei lustigen Späßen und Poffen. Wer den letzten Drischelschlag thut, hat die „Maus“ oder heißt die „Stadlhenne“. (Besonders im B. D. W. W. und B. D. M. B. übliche Bezeichnung.) Unter allgemeinem Gelächter wird ihm der Dreschflegel mit Stroh umwunden und damit muß er an der Schwelle der Wohnstube oder an der Hausthüre drei Schläge machen, dabei sprechend:

„Eins, zwei, drei,
Der Tendlboß g'hört mein!“

oder: „I wett', i wett' um ein' Eimer Wein,
Der Tendlboß ist mein!“

Erwischt ihn die Bäuerin, die meist schon mit einem Kübel voll Wasser bereit steht, so ist ein unfreiwilliges Douchebad und neues Gelächter sein Lohn; gelingt der Streich, so wird die Bäuerin um einen Trunk gebüßt oder sie muß ein kleines Mahl herstellen. (B. D. M. B.) Auch die sogenannte „Glunkel“, ein Strohmannchen mit dem Dreschflegel am Rücken und der „Spizhaube“ auf dem Kopfe, hängt man der Stadlhenne an. (Bei Mantl im B. D. W. W.) Damit die Bäuerin rechtzeitig aus Krapsenbacken denke, schiebt man unter die letzte Dreschlage auf der Tenne Holzprügel („Krapfaholz“), um so ein ausgiebiges Gepolter zu erzeugen. Hierauf legt einer der Drescher, zumeist die Stadlhenne,

in Weibertracht gekleidet, unbemerkt das „Krapfaholz“ auf den Herd, zündet es an und ruft, sich aus dem Staube machend (Laudersdorf, Bezirk Krems):

„Das Krapfaholz, das liegt am Herd,		U Reiter* voll Krapfa, a Plutzer voll Wein,
D'Frau wird wissen, was den Dreschern g'hört,		Da können die Drescher brav lusti' sein.“

Der Tendlboß, das Dreschermahl, zählt in den größeren Bauernhäusern zu den reichlichsten Mahlzeiten des Jahres und dauert meistens vom Mittag bis zum späten Abend. Tendlboß heißt der Drescherschmaus vorzüglich im B. D. W. W. und im südlichen Theile des B. D. M. B. Sonst hat man dafür die Bezeichnungen „Dreschhahn“, in der Umgebung des Schneeberges „Tennhahn“, am Wechsel „Stadlhahn“, da in früheren Zeiten ein geweihter schwarzer Hahn das Hauptgericht des Mahles bildete. Die besten Theile des Thieres jedoch, Schenkel und Flügel, wurden nicht verzehrt. Sie waren Opfergabe, wodurch man im nächsten Jahre eine gute Ernte erlangen wollte.

Der Fasching gilt auch in Niederösterreich als die lustigste Zeit des Jahres, in welcher reichliche Mahlzeiten mit Tanz und Maskeraden abwechseln und überhaupt frohes, oft tolles Treiben herrscht. Der eigentliche Fasching dauert vom „feisten Pfingsttag“ (Donnerstag vor Quinquagesima) bis zum Aschermittwoch; der diesem vorangehende Montag heißt der „feiste Montag“. Hier und da (z. B. am Wechsel) unterscheidet man noch jetzt den „großen“ und den „kleinen“ Fasching. Der erstere dauert vom Sexagesima-Sonntag bis zum Aschermittwoch, der letztere wird am „Kathrein-Sonntag“ vor dem Advent gefeiert.

In den letzten Faschingtagen sind in manchen Gegenden (besonders B. U. W. W. und B. U. M. B.) die Fuhrleute in den Einkehrgasthäusern zechfrei oder bekommen doch Krapfen vorgesetzt und von der Kellnerin ein Sträußchen auf den Hut. Auch für die Stammgäste steht auf den entsprechenden Tischen überall ein Teller mit Krapfen bereit. Der „Faschingtanz“ beginnt oft schon am Sonntag und endet in der Nacht vor dem Aschermittwoch oder auch erst am Morgen desselben. Mancher sonst gesetzte Bursch haut in diesen Tagen über die Schmir und „verthut“ den lang gesparten Lohn in Gemeinschaft mit seiner Schönen, die er „aushalten“ und tüchtig tractiren muß.

Den Leichtsinm in den Faschingtagen charakterisirt das landläufige „Schnadahüpfel“:

„Heut ist der Faschingtag,		Morg'n mach' i 's Testament,
Heut lauf' i, was i mag,		's Geld ist zu End'.“

Seinen Höhepunkt erreicht der tolle Jubel in den Maskeraden, den Narrenumzügen am Faschingdienstag. Bursche kleiden sich in die lächerlichsten, abenteuerlichsten Costüme, carikiren, auf einem Wagen sitzend, verschiedene Handirungen, wie der Schmiede, Bäcker, Schneider, Schuster, Waschweiber und andere. Den Zug begleitet gewöhnlich eine

* Größeres Sieb.

Musikbände; man kann auch ohrenzerreißende Katzenmusik zu hören bekommen. In Laa und Umgebung (B. U. M. B.) läuft ein einzelner Narr herum, dessen Rolle darin gipfelt, daß er einen Schinken stiehlt, der dann unter Musikbegleitung ins Gasthaus gebracht und hier verzehrt wird. In Bruck an der Leitha ziehen die sogenannten „Kittel“ herum und werden mit diesem Namen geneckt, wofür sie Ruthenstreiche austheilen. Im B. D. M. B. sammelt der Faschingszug mit einer Musikbände an der Spitze von Haus zu Haus ziehend Rauchfleisch, Hafer, Weizen, Korn, Eier, Geld. Eine Maske reitet auf einem mit Strohfränzen aufgeputzten Gaul und trinkt aus einer mit einem Seidenbände verzierten Flasche den Leuten zu. Dem Hause, in welchem eine Tänzerin wohnt, erweist man besondere Aufmerksamkeit, und die Schöne muß Fleisch und Krapfen herausgeben. Auch dem Brummbären kann man begegnen, der den gaffenden Kindern fleißig vortanzen muß. Am Wechsel führt man auch Kameel und Habergeriß mit herum. Auf den Zusammenhang unseres Faschings mit dem altgermanischen Feste der Winter Sonnenwende weist vor Allem das bei den Narrenumzügen noch hier und da auftauchende, von einem Pferde gezogene Rad hin, auf welchem eine Strohpuppe liegt. (Höflein im Leithagebiete.) Dieser Strohmännchen, möglichst unförmlich, zuweilen auch auf einem Wagen herumgeführt, galt und gilt noch als Repräsentant des Faschings und wird allem Hohn und Spott preisgegeben. (Der besiegte Winter.)

Zu Göpfriz a. d. B. (B. D. M. B.) ahmen am Faschingdienstage zwei maskirte Bursche den alten Wettstreit zwischen Winter und Sommer nach. Der Winter trägt eine Pelzmütze auf dem Kopfe, einen Dreschflegel in der Hand und ist an Armen und Beinen mit Stroh umwunden. Der Sommer ist weiß gekleidet und führt als Abzeichen eine Sichel. So ziehen sie von Haus zu Haus und singen ein Lied, dessen Charakter schon in den ersten Strophen ausgeprägt ist.

Sommer:

„Der Winter ist a grober G'söll,
Er jagt die alten Weiber in d'Söll.*
Herimein, der Sommer ist fein!“

Der Schluß lautet:

„Giazt geh' i hoam und schlaf recht guat,
Und finnm' wieder, wann's blitzen und dunnern thuat.
Herimein, der Sommer ist fein!“

Winter:

„Der Summer ist a rechter Lauer,
Er macht den Weibern den Milchrahm sauer.
Herimein, der Winter ist fein!“

„Giazt bin i da und geh' nit furt,
Als bis daß 's Vercherl singa thuat.
Herimein, herimein, der Winter ist fein!“

Am Faschingdienstag Nachmittags oder am Achermittwoch wird der Fasching begraben. Eine Strohpuppe (im B. D. M. B. auch „Todamandl“ genannt) oder ein maskirter Bursche, zuweilen auch ein Betrunkener, wird auf eine Bahre gelegt und entweder

* In den Ofenwinkel.

im Schnee oder in einer Grube, hier und da auch auf dem Düngerhaufen unter Nachahmung der Begräbnißceremonien und unter Jammergeschrei oder Klagenmusik begraben. Zu Hirschbach im B. D. M. B. begräbt man den „Juden“. Ein Rabbiner mit langem Flachsbarb nimmt die Functionen vor; er murmelt einige unverständliche Worte aus einem großen Buche, besprengt den Todten mittelst einer in Wasser oder Bier getauchten Gläserbürste und wiederholt diese Ceremonie vor jedem Wirthshause, an dem der Zug vorübergeht. Natürlich wird überall getrunken. Den Leidtragenden voran geht die Mutter des „Moschel“, welche ein ohrenzerreißendes Klagegeheul anstimmt. Erst Abends „begräbt“ man den Juden, was darin besteht, daß man die Strohuppe zerzaust. Am Aschermittwoch



Am Faschingdienstag.

ist an vielen Orten der Häring-schmaus, auch „Fischball“ genannt, gebräuchlich. In Laa und Umgebung (B. U. M. B.) hat man dafür den Ausdruck „Disteljäten“ und bezieht den Begriff auf den Acker, der auf Grund des genannten Brauches weniger Disteln hervorbringen soll. Anderswo geht der Bauer, der schon am Faschingmontag dem Hafer „Wurzel getrunken“ hat, am Aschermittwoch noch einmal ins Wirthshaus, um

den „Hafer zu schwellen“ und „den Weizen zu beizen“, während der Knecht daselbst die „Pflugzwickel dechteln“ (einmäßen, einweichen) muß. (Weit bekannt.) Auch sonst erscheint der Fasching nicht losgelöst vom wirthschaftlichen Leben. So glaubt man: wenn beim Faschingtanz die Mädchen hoch springen, werde der Flachs recht lang werden. (Ziemlich allgemein.) Vom feisten Pfingsttag bis Aschermittwoch soll alle Arbeit ruhen, auch die Spindel, denn das „Pfingstaweibl“ würde das Gespinnst wieder auflösen und es würden im Sommer viele Kattern sich zeigen. (Letzteres zu Hollenstein, Obsthäl.) Am Faschingtag (Dienstag) schmieren die Knechte das Riemzeug, damit die Zugthiere im Sommer nicht von dem „Göß“ oder „Glaphyrer“ (der großen Bremse) geplagt werden.

Am „Gregoritag“ (12. März) ist in vielen Gegenden das „Halter-schnalzen“ gebräuchlich, weil an diesem Tage zuerst das Vieh ausgetrieben wird. Gegen ein kleines Trinkgeld produciren die Halterbuben auch ein „Wettschnalzen“. Beim Abendschmause im Wirthshaus bildet der „Daringschmalz“ (die Eierspeise) das charakteristische Hauptgericht.

Am Palmsonntag bringen die Bauernbursche, besonders im Gebirge, große „Palmbuschen“ auf Stangen zur Weihe in die Kirche. Jeder Bestandtheil an denselben hat seine Bedeutung: der Palmzweig (die Weidenruthen, von der *salix caprea* genommen) soll erinnern an den feierlichen Einzug des Herrn in Jerusalem, das fettglänzende „Schradlaub“ (Stechpalme, *ilex aquifolium*) soll Hühner, Kühe und Pferde vor dem „Schradl“ (Schratt) schützen, der sie oft in der Nacht plagt, die Zweiglein des Segenbaumes oder „Segelbaumes“ (richtig Sebenbaumes, *juniperus sabina*) helfen gegen das Verschreien der Thiere im Stall. Auch Zweige von der Haselstaude, welche ja den Blitzschlag ablenkt, fügt man gerne hinzu. Den rothwangigen Äpfeln, welche an den längsten Ruthen aufgereiht sind und dem „Palmbuschen“ zur besonderen Zier gereichen, soll eine ähnliche bannende Kraft innewohnen.

Im oberen Obbäthäl werden zuweilen auch Krenwurzeln (Meerrettig) und Salzstückchen an die Ruthen gesteckt, welchen Dingen man aber so wenig Bedeutung beilegt wie den zum Schmucke dienenden Buchszweiglein, Nieswurzblüten und buntpfarbigen Bändern. Dieser Palmbuschen nun, auch „Palmbesen“ genannt, wie ihn der Gebirgler zur Weihe in die Kirche trägt, besteht aus mehreren kleinen Büschlein, welche um das eine Ende einer langen, ja oft allzulangen Stange kreisförmig gruppiert sind und zu Hause losgebunden werden, um sie in den Gemächern des Hauses, in Stall und Scheune, sowie auch auf den Feldern „aufzustecken“, zum Schutze nämlich gegen Blitz, Hagelschlag und anderen bösen Schaden. Wenn aber der Bursch (am Wechsel der Großbube) mit dem Palmbuschen heimkommt — und er soll der Erste zu Hause sein —, so überschreitet er nicht die Schwelle, ohne vorher dreimal, und zwar womöglich unbemerkt, um das Gehöfte zu laufen, denn wo dies geschehen ist, können Fuchs und Habicht keine Hühner stehlen. (Besonders im Obbäthäl und dem daran stoßenden Flachlande noch üblich.)

Im B. U. B. B. und U. M. B. werden zumeist kleinere Palmbuschen aus Weiden- und Sebenbaumzweigen oder auch nur „Palmzweige“ geweiht und häufig von Kindern in die Kirche gebracht, welche dieselben dann in die Häuser tragen und einige Kreuzer dafür bekommen.

Wohl in ganz Niederösterreich ist es bei unserem Landvolke Brauch, am Palmsonntage nach dem Gottesdienste drei „Palmkäzchen“ zu verschlucken; fromme Leute bleiben hier und da eigens bis dahin nüchtern. Man glaubt sich dadurch vor Krankheiten und anderen bösen Einflüssen zu schützen; auf Grund dieser Anschauung läßt man auch die Nutzhire im Stalle drei „Käzchen“ genießen. Allbekannt ist die Meinung, daß während der Palmsonntagspassion verborgene Schätze zu heben seien. Jede Gegend kennt diesbezügliche Sagen, doch immer steht da der Mensch neckischen, trügerischen Mächten gegenüber und ist zum Schlusse der Enttäuschthe. Erwähnung verdient endlich auch noch der

„Palmesel“. So nennt man, besonders im Jbbsthal, denjenigen, welcher am Palmsonntage zuletzt aufsteht. Der Ausdruck: „aufgeputzt wie ein Palmesel“ legt die Vermuthung nahe, daß einst auch in Niederösterreich festliche Umzüge üblich gewesen sind, wobei der Esel nicht gefehlt haben wird.

Am Gründonnerstag wandern die Glocken aus und „reisen nach Rom.“ Während des Glorialäutens soll man sich den Kopf waschen, um vor Kopfleiden aller Art bewahrt zu bleiben. (Ziemlich weit bekannt.) Am Gründonnerstag soll das erste „Grüne“ auf den Mittagstisch kommen. Noch jetzt ist man an manchen Orten an diesem Tage die sogenannte „Siebenkräuterjuppe“.

Eine große Rolle spielen in der Meinung des Volkes die am Gründonnerstag gelegten Eier, „Antlaß-Eier“ genannt, denn dieser Donnerstag heißt auch der „Antlaß-Pfingsttag“. (Antlaß soviel wie Nachlassung, da früher am Gründonnerstage die feierliche Losprechung der öffentlichen Büßer von den Kirchenstrafen stattfand.) So glaubt man, daß diese Eier, wie auch die Charfreitags-Eier, sich sehr lange, ja durch das ganze Jahr frisch erhalten. Man läßt sie am Ostersonntag weihen und genießt sie als Präservativmittel gegen „Bruchschaden“, sowie Hieb- und Stichwunden. (V. D. W. W., besonders im Gebirge.) Auch den Kühen schlägt man — zur Abwendung der Hexerei — an vielen Orten ein Antlaß-Ei ins Maul. Im B. U. M. B. (z. B. um Reg) streut man die Schalen der geweihten Eier auf den Acker, und wohl fast allgemein ist der Brauch, Antlaß-Eier zur Abwendung des Blitzschlages unter das Dach zu legen oder auch mit einem der sieben Worte Jesu am Kreuze beschrieben bei Bränden ins Feuer zu werfen, um dem Elemente Einhalt zu thun. Die Kohlen, womit man diese Aufschrift macht, sollen am Laurenti- oder Johannistage aus der Erde gegraben werden.

Am Charfreitag meidet das Volk womöglich jede geräuschvolle Arbeit; selbst Brotbacken und Waschen sieht man an diesem Tage nicht gerne. Manche Bäuerinnen verkaufen in den drei letzten Tagen der Charwoche weder Milch noch Eier, auch gilt es als ungünstiges Vorzeichen, an dem Tage geboren zu sein, an welchem der Herr durch den Verrath des Judas den Kreuzestod erleiden mußte.

Ein interessanter, mit dem wirthschaftlichen Leben zusammenhängender Brauch (Feldcult) hat sich im B. D. M. B. (Gmünd) erhalten. Am Charfreitag vor Sonnenaufgang nämlich gehen die Weibspersonen von den Gehöften an den nächsten Felddrain und machen mit den Händen aus der leeren Schürze die Geberden des Säens. (Vielleicht bringt man heute im christlichen Sinne das in die Erde gelegte Samenkorn mit dem im Grabe ruhenden Leichnam des Herrn in Beziehung.)

Vom Gründonnerstag bis zum Charsamstag gehen, hauptsächlich in den Ortschaften des Flachlandes, die „Ratschenbuben“ mit ihren eigenthümlichen klappernden Instrumenten

von Haus zu Haus und geben das Zeichen zum englischen Gruß. Dabei bedienen sie sich allerlei Sprüchlein, z. B.:

„Wir ratschen, wir ratschen den englischen Gruß, Den jeder katholische Christ beten muß.		Fallt nieder, fallt nieder auf eure Knie Und betet ein Vaterunser und ein Ave Marie“.
---------------------------------------------------------------------------------------------	--	------------------------------------------------------------------------------------------

Am Charfarnstag früh lautet der Spruch:

„Wir ratschen, wir ratschen zur Bumpermetten,
Weiber, stehts auf und bacht's Osterfleden!“

Vor dem Gottesdienste (Laa, V. U. M. B.):

„Wir ratschen, wir ratschen, d'Fast'n is aus,
Eier, Geld, Fleden (Wein) heraus,
D'Fast'n is aus“!

Am Charfarnstag Vormittags findet die Feuerweihe statt. Nachdem die kirchliche Ceremonie beendigt ist, sucht jeder zuerst das mitgebrachte Weihholz anzubrennen. Sobald dies gelungen ist, eilt man hier und da (z. B. am Wechsel) im raschen Laufe nach Hause, um an dem noch glimmenden Holzprügel die Herdflamme zu entzünden. Wo die Entfernung zu groß ist, trägt man das geweihte Feuer in einer Laterne heim. (Nicht allgemein.) Weihholz steckt man fast überall auf die Felder und bei heftigen Gewittern wird es zu Hause angekohlt, um Elementarschaden abzuwenden. Im B. D. M. B. (z. B. um Weitra) nennt man das Weihholz auch „Judensteckerl“ (Stock, Stecken), und da die vom Vorjahre noch vorhandenen Reste sammt den „alten Palmfesen“ am Charfarnstag im „Osterfeuer“ verbrannt werden, erklärt sich wohl der Ausdruck „Judasverbrennen“. In Buchenstuben (B. D. W. W.) verbrannte man früher den „Judas“ in Gestalt eines Strohwißes nach beendigter Feuerweihe und bewahrte ein Stück „Judasföhle“ das ganze Jahr hindurch im Hause auf; es soll die Kraft haben, Unglück vom Ruzvieh fernzuhalten. Auch von dem an diesem Tage geweihten Wasser (Taufwasser) trägt man kleinere Gefäße voll mit heim, denn das Weihwasser („der Weihbrunn“) darf in keinem christlichen Hause fehlen. Einen herrlichen Anblick bieten im B. U. W. W., besonders vom Steinfeld bis gegen die steiermärkische Grenze hin, die am Charfarnstag nach der Auferstehung oder am Osterfonntag früh vor Sonnenaufgang auf den Höhen flammenden Osterfeuer, die an den altgermanischen Sonnencult erinnern. Böller- und Pistolenschüsse knallen dabei unausgesetzt, bis das letzte Flämmchen erloschen ist. Auch ein schönes Gebetlein, das zugleich die Schlußstrophe eines Weihnachtsliedes bildet, sprechen die Bursche, nachdem sie das Feuer angezündet haben:

„Den liab'n Herrgott thuan ma bitt'n, Daß er all' uns're Sütt'n Vor der Feuersbrunst hübsch bewahr';		Daß er uns im Summer Hülft in unserm Kummer Und vor Schauererschlägen uns bewahr'!“
------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--	-------------------------------------------------------------------------------------------

Am Osterfonntag geht der Hausvater mit den Seinen (hier und da nur die jüngeren und ledigen Leute) beim ersten Morgengrauen hinaus auf die Flur, um unter

den grünenden Bäumen zu beten, und zwar stellen sich dabei die Mannsperjonen unter einen Apfelbaum, die Weibspersonen unter einen Birnbaum. Das Antlitz wenden alle der Sonne zu, welche heute vor Freude über die glorreiche Auferstehung des Herrn beim Aufsteigen über den Horizont dreimal „aufhüpft“, drei „Hupferl“ macht. (Dieser schöne Brauch, sowie die religiös und poetisch erhabene Anschauung — vielfach im deutschen Volke überhaupt heimisch — findet sich in allen Theilen Niederösterreichs, doch lange nicht allerorts.) Der mythische Glaube an die Sonnensprünge erscheint hier christlich umgedeutet. Im B. D. M. B. geht der Bauer am Ostertage vor Sonnenaufgang aufs Feld, pflückt



Die Ratschenbuben.

junge Sprossen vom Getreide und betet dabei um das Gedeihen der Feldfrucht und seines Viehstandes. Zu Hause besprengt er das „Grüne“ mit Weihwasser und gibt es den Kindern. (Hoheneich und an anderen Orten.) Man setzt eine Ehre darein, an einem so hohen Festtage der Erste aus den Federn zu sein, und schimpft oder neckt denjenigen, der am Ostertage zuletzt aufsteht, mit dem Namen „Osterbloch“. Der sonst mit dem Worte „Bloch“ verbundene Begriff des Schwerfälligen, Unbehilflichen, erklärt den Ausdruck hinlänglich. Am Wechsel hängt man am Ostertage vor Sonnenaufgang das zu weihende Fleisch auf einen hohen Baum im Hausgarten, weil der „römisch' Papst“ mit seinem Segen das Fleisch weicht für die ganze Welt. Die kirchliche Ceremonie der Fleischweihe wird im Zusammenhang mit dem Hauptgottesdienste vorge-

nommen. Das erste Fleisch, welches am Ostersonntag genossen wird, soll Weihfleisch sein; es wird nebst einem Ei und einem Stück Osterflecken an manchen Orten nach dem Gottesdienst im Festtagsgewande gegessen oder als erste „Fleischricht“ auf den Mittagstisch gesetzt. In früherer Zeit stand die „Osterschüssel“ auf einer Unterlage von „Treib-Saher“, das ist jungen Saatsprossen. (Gföhl, B. D. M. B.) Zu Ostern machen die Bäcker ihren Kunden Osterflecken zum Geschenke, die Fleischer geräucherte Zungen oder ein Stück von einem Lamm. In Gasthäusern setzt man den Stammgästen noch an manchen Orten Weihfleisch vor („Aufgeschnittenes“, nämlich Kalbfleisch, Schinken und Zunge mit Osterbrod). Ein interessanter Brauch findet sich in Mursstetten (B. D. B. B.) Da treibt man am Ostersonntag die Pferde an sieben Feldrainen vorüber auf einen Kreuzweg und gibt ihnen eine handvoll frisches Kornfutter vom Acker. Dies soll ein Mittel gegen die unter dem landläufigen Namen „Dampf“ bekannte Pferdekrankheit sein. (Vielleicht bestand

dieser Brauch einst in einem eigentlichen Flurumritte, wie er uns anderwärts begegnet.) Ein sehr sinnvoller Osterbrauch, eine Art Feldweihe, hat sich bis heute im Wechselgebiete erhalten. Am Ostersonntag nämlich nach dem Festmahle oder schon am Charfamtstag nach der Feuer- und Wasserweihe geht der Bauer mit den Seinen „in d'Groan“ (ins Grüne), das heißt hinaus auf die bebauten Felder. Sämmtliche Hausmitglieder, auch die Kinder, nehmen je ein Gefäß mit Weihwasser in die eine Hand, einen geweihten Palm- oder Ebenbaumzweig in die andere und so schreiten sie in einer Reihe nebeneinander



Das Troadbeten.

langsam unter stillem Gebete und Weihwasser sprengend über das Feld. Dabei stecken sie an einzelnen Stellen die geweihten Zweige in den Ackergrund, und so ist derselbe für dieses Jahr gesegnet. (Haßbach.) Zu Kranichberg (ebenfalls im Wechselgebiete) übt man diesen schönen Brauch in noch feierlicherer Weise. Da geht der Bauer am Ostertag oder weißen Sonntag nach dem Mittagessen in Begleitung der größeren Söhne „in d'Groan“, führt sie an die Raine und Grenzsteine, besprengt dieselben mit Weihwasser und knüpft an diese Ceremonie eine kurze aber kräftige Ermahnung, da aller Besitz als vom lieben Herrgott stammend zu betrachten und also auch fremdes Eigenthum heilig zu halten sei, soll Friede und Eintracht unter den Menschen wohnen. Hierauf steckt er die geweihten Zweige „ins

Bau“ (auf das bebauten Feld) und vergräbt die zu Hause sorgfältig gesammelten Knochen vom Weihfleisch an verschiedenen Stellen im Acker, denn: „Die g'weih't'n Boan' — Begrabt ma' inner'm Roan.“

Die Knechte schießen inzwischen aus Böllern und Pistolen, der Hausvater aber steht inmitten seiner Söhne mit gefalteten Händen und bittet Gott,

„Daß er's Troad laßt wach'n
Und an lang'n Flach'n,
Daß die Wölf' nit kemman unter d'Herb',

Daß er brav laßt regna
Und aa 's Vieh thuat segna
Und den Frieden uns beschert“.

In der Umgebung des Schneeberges nennt man diese Art Feldcult das „Troadbeten“.

Am Ostermontag Nachmittags ist an vielen Orten das „Emausgehen“ gebräuchlich. Man besucht nämlich Verwandte, welche in der Umgebung des Heimatsortes wohnen. Im B. U. M. B. geht der Weinbauer „auf d'Groan“ oder in „d'Trift“, das heißt in benachbarte Weinkeller, wo er sich ein Gläschen „Besseren“ schmecken läßt.

Im Marchfeld begegnet uns ein interessanter, sonst unter dem Namen „Schmeckostern“ bekannter Brauch. Am Ostermontag nämlich karbatst der slowakische Bursche sein Mädgl mit Weidenruthen, am Osterdienstag das Mädgl den Burschen. Je inniger die Liebe, desto zahlreicher und ausgiebiger die Streiche. Dafür schenken sich beide gegenseitig ein Osterei. Der Ostermontag und weiße Sonntag sind wahre Freudentage für die Kinder, denn da gehen sie zu „Göd'n“ und „God'n“ (d. i. zu den Taufpathen, im B. D. M. B. im ersten Jahre nach der Firmung auch zu den Firmpathen) und holen sich das „rothe Ei“, worunter eine oft reichliche Mahlzeit zu verstehen ist, deren Überbleibsel mit heimgenommen werden. Auch Geld erhalten die kleinen Gäste, und zwar stecken die Pathen gerne eine Silbermünze ins große „Göd'nikipfl“. Mancher reiche Bauer setzt seinen Stolz darein, zu Ostern die ganze Stube voll von Gödenkindern zu sehen. — Zu Ostern ist auch das „Ab-“ oder „Ausg'wanden“ der Gödenkinder Brauch, wenn diese das zwölfte Jahr erreicht haben oder im Vorjahre gefirmt worden sind. (In manchen Gegenden, z. B. im B. D. M. B., erhalten die



Das Eierpeden.

Kinder das „Godlgewand“ schon bei Beginn des Schulbesuches; es besteht entweder in einem ganzen Anzuge oder in einzelnen Kleidungsstücken, je nach den Vermögensverhältnissen der Pathen.) Am weißen Sonntag gehen Enkelkinder auch zur „Mhl“ (Großmutter), weshalb dieser Tag im B. D. W. W. der „Mhlsunntag“ heißt. Von den Eierspielen sind die landläufigsten das „Einhauen“ (mittelfst einer Kupfermünze), das „Becken“ (zwei Eier werden durch Aufeinanderklopfen auf ihre Stärke geprüft) und das „Eivalgen“ (das auf einer mäßig steilen Bahn herabrollende Ei muß unten auf jenes des Gegners treffen). Zum Schlusse sei noch eines sogenannten Osterrittes gedacht, der einst zu Schaubing (im St. Pöltner Bezirke) alljährlich am Ostermontag stattfand. Mit dem Schaureiten war auch ein Wetttritt verbunden, wozu jedoch nur drei Reiter ausgewählt wurden. Den Preis — einen Rosenkranz mit silbernem Kreuze — erhielt der Sieger aus

der Hand des Pfarrers vom nahen Dbritzberg. Kaiser Josef II. stellte die Unterhaltung ein, das Volk aber glaubt, ein Pfarrer des genannten Ortes sei Schuld an dem Verbot gewesen und zur Strafe dafür sinke die dortige Kirche alle Jahre um eine Treppenstufe tiefer in die Erde.

An den Georgitag (24. April) knüpfen sich einige charakteristische Bräuche und Meinungen. Vor Allem verdient das „Örg'n= oder Förg'n=Schmalzen, Georgi=Schmalzen“, welches am meisten in den an Oberösterreich grenzenden Gegenden noch üblich ist, Beachtung. Darin gelangt der in unserem Landvolke noch immer lebendige Hexenglaube zu einem besonderen Ausdruck. Die ledigen Burſche ſchmalzen während vierzehn Tagen vor und nach Georgi und an dieſem Tage ſelbſt am Abend mit langen Peitschen, — denn ſo weit der Peitschenknall dringt, kann keine Hexe einen Felddrain überſchreiten.

Ein anderer, wohl ſehr alter Brauch iſt das „Rainsprißen“. Zu Georgi und Philippi (1. Mai) begeht der Bauer oder die Bäuerin, zuweilen auch ein Knecht oder eine Dirne, den Rosenkranz betend, die Felddraine und ſprengt Weihwaſſer. Am Neuhofen im unteren Obbſthal ſpricht man dabei: „Alles Böſe weich' von dammen — In Jeſu und Mariä Namen“. Dieſe Feldweihe erinnert an die oben beſprochene („in d'Groan geh'n“) im B. U. W. W. Im Marchfelde hat man dafür den Ausdruck „lebern gehen“. (Das mittelhochdeutſche lē oder lēwer heißt Hügel oder Aufwurf.) Man geht zu den Markſteinen, gräbt rings um dieſelben den Boden auf, daß ſie wieder leicht geſehen werden, und wirft drei Schaufeln voll Erde auf den „Leberhaufen“ (Grenzhügel). Landläufig iſt der Glaube, daß in der Georginacht vor Sonnenaufgang die Hexen „thauſſichen“ gehen, das heißt mit ihrem Fürtuch den Thau („das Taub“) von den Wieſen ſtreifen, ſo daß die Röhre des Beſitzers dann keine Milch geben.

Echt volkstümlich ſind auch in Niederösterreich die Spiele und Beluſtigungen am erſten Mai. Man zecht und ſingt im Freien, tanzt um den Maibaum herum, während kühne Kletterer die vom Wipfel winkenden Preise ſich herabholen. Das Orcheſter wird häufig durch eine Ziehharmonika erſetzt und ſelbſt der beſcheidene „Fogghobel“ (die Mundharmonika) genügt dem tanzluſtigen Völkchen. In der erſten Mainacht ſetzen Burſche angeſehenen Ortsbewohnern, noch öfter ihren Schönen, einen Ehren-, mißliebigen Perſonen, beſonders aber übel beleumdeten Mädchen, einen Spottmaibaum vor das Haus.

Im Marchfelde liegt der ſlowakiſche Burſche die ganze Nacht hindurch beim Maibaum, auf deſſen Wipfel das ſeidene Tuch flattert, das er als Geſchenk für ſeine Geliebte heimlich am Abend aufgehängt hat.

An den Maibaum knüpft ſich eine ſchöne Legende. Der heilige Philippus ſollte von den Heiden gemartert werden. Um ſeinen Aufenthalt leicht wieder finden zu können, ſetzten ſie einen Baum vor das Haus, in welchem er wohnte. Doch als die Häſcher kamen,

stand vor jedem Hause ein solcher, so daß sie den Heiligen nicht finden konnten. Die neuere Forschung erkennt im Maibaume eine Personification des Frühlings.

Zu Pfingsten geht man im Ybbsthal in aller Frühe auf Berghöhen, um dort den heiligen Geist anzurufen. Man nennt dies „heiligen Geist fangen“. (Ybbstz.) Im B. U. W. W. werden in einigen Gegenden die Höhenfeuer gebrannt, welche man im Wiener-Neustadt, z. B. in der Pfarre Winzendorf, „Heiligengeistlich“ heißt. Auch hier begegnen wir altgermanischen Cultbräuchen mit christlicher Umdeutung.

Das Pfingstschmalzen ist in Niederösterreich noch ebenso üblich und von gleicher Bedeutung wie das Örg'n-Schmalzen. Nach einer eigenthümlich christlichen Auffassung soll das Sausen der Peitschen an die Herabkunft des heiligen Geistes nach dem biblischen Berichte erinnern. (B. D. M. B.)

Mit dem Pfingstschießen („Bäume aufschießen“) will man Frost und Blitzschlag von den Obstbäumen fernhalten. (Diese Auffassung besonders im Ybbsthal.) Der Glaube, daß am Pfingstsonntage bei Sonnenaufgang der Papst der ganzen Welt den Segen spende, ist wohl allgemein; man geht deßhalb in aller Frühe hinaus ins Freie und betet, das Antlitz nach der Richtung der ewigen Stadt gewendet. Denjenigen, welcher an diesem Tage zuletzt aufsteht, trifft Spott; man nennt ihn den „Pfingstklümmel“ (B. D. W. W.) oder das „Pfingstblock“, auch „Pfingstnickl“. (Hafsbach.) In einigen Gegenden, besonders im B. U. M. B. und U. W. W., finden sich Spuren des anderwärts so bekannten „Pfingstkönigs“. Zu Segelsdorf (bei Retz) ziehen um Pfingsten einige junge Bursche im Orte herum, und zwar im Alltagsgewande; nur einer steckt in einer „Kutte“, das heißt in einem überreich mit Blumen aufgeputzten zuckerhutförmigen Flechtwerk aus Ruthen, das ihn ganz bedeckt, so daß man kaum die Füße sehen kann. Vorangetragen wird dem „König“ und seinem Gefolge ein hoher grünender Baumast, mit farbigen Bändern behängt. Nach einer älteren Aufzeichnung war früher das Gesicht des Pfingstkönigs geschwärzt und wurde derselbe nach beendigtem Umzuge ins Wasser geworfen. Daß dieser Figur eine Personification des Maies zu Grunde liegt, deuten die Namen „Maikönig“, „Maigraf“ an.

Am Frohnleichnamstag („Gottsleib'ntag“) werden nach der kirchlichen Procession von den an den Weg gesetzten Birken Zweige gebrochen und in die Fensterkreuze gesteckt oder sonst aufbewahrt, da sie die Kraft haben, den Blitz abzuwenden. Auch die Blumenkränze wirft man nicht weg, sondern gibt sie entweder als geweihtes Futter den Kindern oder windet sie um die Milchtöpfe. Am Johannistag werden sie an manchen Orten im Sonnenwendfeuer verbrannt.

Am Abend des Sonnenwendtages flammen in vielen Gegenden Niederösterreichs auf Bergen und Hügeln Feuer und krachen Böllerschüsse. Man schleppt so viel Reisig und „Bürdlholz“ (Brügelholz) zusammen, daß die Flamme oft mehrere Stunden, bis tief in

die Nacht unterhalten werden kann. Außerdem zündet man leere Pechfässer an, schwingt im Kreise brennende Besen oder hält mit diesen sogar kleine Umzüge. Auf der Donau bieten die schwimmenden Lichter ein glänzendes Bild. Auch Raketen, Leuchtkugeln und bengalisches Feuer entzücken an vielen Orten das Auge.

Ins Sonnenwendfeuer wirft man auch Weihholz, alte Palmbesen und, wie schon bemerkt, verdorrte Frohnleichnamskränze. Die Sitte, die Feuer an Weg- oder Feldkreuzen anzuzünden, sowie betend um die Flamme herumzugehen, begegnet uns nicht mehr häufig. (Im B. D. W. W. einzelne Belege.) Dagegen springen Bursche und Mädchen, ungleich seltener schon Liebespaare, Hand in Hand um die Wette über das Feuer und treiben mancherlei Kurzweil. An das Sonnenwendfeuer und den Johannistag überhaupt knüpfen sich viele Meinungen, die mit dem wirthschaftlichen Leben im engsten Zusammenhange stehen. Zu den landläufigsten zählen folgende: springen die Bursche, und noch mehr die Mädchen, hoch über das Feuer, so wird der Flachs und das Getreide in diesem Jahre lang werden. (Besonders im B. D. M. B. verbreitet.) Das Letztere kann man auch hoffen, wenn man am Johannistage vor Sonnenaufgang eine lange Haselruthe ins Feld steckt. Disteln ins Sonnenwendfeuer geworfen bewirken, daß im nächsten Jahre dieses Unkraut weniger üppig wuchert. Ein „Grund“ (Acker), auf dem kein Sonnenwendfeuer brennt, trauert das ganze Jahr. (B. D. W. W.) So weit der Schein des Sonnenwendfeuers leuchtet, wird es nicht hageln. Wer über das Sonnenwendfeuer springt, dem wird beim Schneiden (Getreideschnitt) der Rücken nicht weh thun. (B. D. W. W.) Spuren, daß das Sonnenwendfeuer einst unseren heidnischen Vorfahren als ein heiliges, als ein Opferfeuer gegolten, zeigen sich deutlich noch in einigen der oben angeführten Bräuche und Meinungen. An manchen Orten kennt man die Sonnenwendfeuer nur wenig oder gar nicht, so im nördlichen Theile des B. D. M. B. (auch um Reg nicht, B. U. M. B.), ferner südlich um den Manhartsberg und in den Ebenen im B. U. W. W. und U. M. B. (Steinfeld, Marchfeld.)

Auch am Johannistage kommen Krapfen auf den Tisch (Sonnenwendkrapfen) und daneben an vielen Orten als Leckerbissen „Holerstrauben“ (gebackene Holunderblüten). Lebkuchen und Meth wird an manchen Orten in den Buden verkauft. Zum Schlusse ist noch ein in der Gegend von Krems (zu Steinatweg) üblicher Brauch zu erwähnen. Man gießt nämlich einige Tropfen von geweihtem Johanniswein in jede Ecke des Ackers zum Schutze gegen schädliche Raupen und Käfer.

Nach Frohnleichnam tritt in den kirchlichen Festen eine längere Pause ein; umso mehr stellen während dieser Zeit unter dem Landvolke die wirthschaftlichen Interessen sich in den Vordergrund. Doch auch diese Zeit strenger Arbeit entbehrt nicht der Freuden; die Getreideernte, der „Schnitt“, gestaltet sich zu einer Art ländlichen Festes, dessen Bedeutung zunächst ein gar sinnvoller Brauch charakterisirt. Im B. D. und U. M. B. nämlich über-

reicht noch jetzt der Vorschnitter oder auch eine Schnitterin dem Bauer den Ernte- oder Schnitterkranz und spricht oder singt (bei Horn, B. D. M. B.) dabei:

„Geehrter Hausherr, der Schnitt ist aus!
Wir kommen jetzt vom Schneiden z' Haus,
Wir haben geschnitten und angebunden
Und haben einen Kranz gefunden;

Der Kranz ist von Gold und Edelstein.
Wir haben geschnitten und nicht getanz't,
Der Hausherr soll zufrieden sein.“

Wer den Spruch auf sagt oder singt, bekommt einen Gulden. Der Schnitterkranz wird aufbewahrt, bis im nächsten Jahre ein neuer an seine Stelle tritt. Sener Bauer,



Der Schnitterkranz.

welcher zuletzt mit dem Schnitte fertig wird, bekommt den „Bären“ ins Haus. Das Schnittermahl (der „Schnitthahn, im B. D. W. B. die „Saathenne“) ist ein besseres Mahl, wobei besonders fettes Schmalzfoch und Krapsen nicht fehlen dürfen. In größeren Gehöften folgt auf das Mahl zuweilen ein Schnittertanz. (B. D. M. B.) An den altgermanischen agrarischen Opfercult erinnern noch einige Schnittbräuche. So läßt man auf dem Acker ein Büschlein Getreide liegen (um Krems die „Auslage“ genannt), und zwar für die Viehhirten oder Ortsarmen.

Bekannt und besonders noch üblich im B. D. M. B. ist auch der „Windknopf“ oder „Windzopf“, welcher aus den letzten Halmen gemacht und dem Winde überlassen wird. In der Gegend von Schrems (B. D. M. B.) werden beim Schneiden des Getreides

einige Halme für den Winter zurückgelassen. Von dem uralten Brauche des Sichelwerfens, welchen das Volk heute mit der bekannten Legende von der heiligen Nothburga in Zusammenhang bringt, scheinen sich nur mehr wenige Spuren (B. u. M. B.) erhalten zu haben.

An den St. Laurenzitag (10. August) schließt sich die Meinung, daß man an demselben, wo immer man die Erde aufgräbt, glühende Kohlen findet, weil der Heilige über solchen geröstet wurde. An diesem Tage wurde früher (bis zum Jahre 1848) in den Dörfern um Wien von den Weinütern anläßlich des Beginnes ihres Hüteramtes in den Weingärten ein festlicher Umzug gehalten, wobei zwei Bürsche auf einer Querstange den großen, reich verzierten „Weinüterkranz“ trugen. Ein Flurgang mit wehenden Fahnen, unter Gesang und Gebet, war ehemals auch am Feste Maria Himmelfahrt in der Umgebung von Wien üblich. Man nannte diese Art religiösen Feldcultes das „Selberbesegnen“. Nach beendigtem Umzuge sprach der Priester den Wettersegen.

Der Montag nach Michaeli (29. September) heißt der „Lichtbratmontag“. Am nächsten Tage nämlich beginnen Schneider, Schuster, Tischler, Wagner und andere Handwerker die Lichtarbeit, das heißt sie setzen im Herbst und Winter Abends die Arbeit bei Licht fort. Am Sonntag zuvor essen sie das „Lichtbrat“. Darunter ist überhaupt eine bessere Mahlzeit zu verstehen, bei welcher der Braten das Hauptgericht bildet. Im Pöbenthal (z. B. zu Waidhofen an der Pöb) darf dabei auch das „Äpfelschlangl“ nicht fehlen. (Längliches Gebäck aus gewöhnlichem oder Butterteig mit blätterförmig geschnittenen Äpfeln gefüllt.) Der folgende Montag trägt von der Mahlzeit den Namen und ist ein „Anfeiertag“ (Halbfeiertag).

Bei Beginn der Weinlese, wenn „'s Viri aufg'sperrt“ (das Weingebirge, die Lese eröffnet) ist, knallen Böller- und Pistolenschüsse und werden Freudenfeuer angezündet. Trotz der ermüdenden Arbeit macht sich beim Hauer in diesen Tagen eine Feststimmung geltend, welcher er durch Fauchen und Singen Ausdruck gibt. Selbst der poetische Sinn regt sich in ihm, denn er schmückt Wagen und Zugthiere mit Nebengewinden und Blumenkränzen. Während der Lesezeit kommt Fleisch als Hauptgericht auf den Tisch, worauf der Winzer im Frühling und Sommer gewöhnlich verzichten muß. Wie der Feldbauer, so ist auch der Weinbauer bei seiner Ernte auf die armen Leute bedacht. Er gestattet, daß diese die bei der Lese zurückgelassenen Trauben sammeln. Letztere nennt man in der Gegend von Krems „Wolfert“. Nach beendigter Weinlese wird in „guten Jahren“ im Wirthshause ein kleines Fest mit Tanz abgehalten (Preßerball).

Zu einem Volksfeste im vollsten Sinne des Wortes gestaltet sich im B. u. W. B. und in den beiden nördlichen Vierteln das Fest der Kirchweih, doch nicht die „allgemeine“ (der „Allerweltskirchtag“), sondern die Patrociniumfeier der einzelnen Pfarrkirchen, welche

für die verschiedenen Gemeinden auf verschiedene Tage des Jahres fällt, an dieser Stelle also nur im äußerlichen Zusammenhange mit dem Schlagworte Kirchweih behandelt wird. Die Vorbereitungen zu einem solchen Kirchtag beginnen schon einige Wochen früher. Man segt und scheuert alle Räume des Hauses und sorgt für den Feststaat, oft mit einem Aufwande, welcher jenem für die höchsten kirchlichen Feiertage fast gleichkommt. Zum Kirchtage werden Verwandte von Nah und Ferne geladen und da will man sich sehen lassen; auch hinsichtlich der Bewirthung der Gäste ist man bemüht, das Möglichste zu leisten. Doch nicht nur im Hause, auch draußen auf dem Kirchplatze hat man mit den



Kirchweihfest.

Zurüstungen zu dem Feste begonnen. Diese Aufgabe fällt den zwei oder drei Kirchtags- oder Hüttenburschen zu, welche, von ihren Kameraden gewählt, schon früher den Kirchtag beim Wirth „aufgenommen“, das heißt sich bereit erklärt haben, die Musikanten zu dinge, die Tanzhütte aufzustellen und für Ordnung während der Kirchtagsfeier zu sorgen. Die Tanzhütte, auch bloß „Hütte“ genannt, besteht aus einem einfachen Gerüste, welches mit Reißig und Laubwerk verkleidet und mit Blumenkränzen, Fähnchen, Papierketten und dergleichen aufgeputzt wird. In einigen Gegenden der B. O. B. und U. W. W. wird keine Tanzhütte errichtet, sondern im Wirthshause, „wo der Kirchtag ist“, getanzt. Den Festplatz ziert zumeist auch eine schlanke Tanne, der Kirchtagsbaum („Kirtabaum“), welchen die Hüttenbursche etwa aus dem Gemeindewalde geholt, bis zum Wipfel abgeschält und mit allerlei Flitterwerk geschmückt in der Nacht vor dem Feste aufgerichtet haben.

Öfters prangt an der Spitze des Baumes eine bekränzte Weinflasche oder flattert auch ein rothseidenes Tüchel, das ein Bursche als kühner Kletterer für seine Schöne herabholen mag. In aller Frühe zieht ein Musikant durch den Ort und weckt mit seinem Instrumente die Schläfer. (Um Reg, B. U. M. B.) Am Vormittag ist Festgottesdienst; nach Tisch spielt die Musikbande vor dem Pfarrhose, überhaupt vor den „besseren“ Häusern, wird dafür bewirtheet und erhält obendrein ein Trinkgeld. An der Spitze der Musikbande ziehen die Hüttenbursche mit Sträußen und Seidenbändern auf den Hütten und in den Knopflöchern, die Weinflasche in der einen, das Trinkglas in der andern Hand schwenkend. So verlangen sie Einlaß in die Häuser, warten dem Hausherrn und der Hausfrau mit Wein auf und laden sie zum Kirchtag ein. Nach dem Nachmittagsgottesdienste beginnt nun das eigentliche Volksfest. Aus den Nachbardörfern kommen Bursche und Mädchen scharenweise gezogen, den Kirchtag mitzumachen und sich wieder einmal ordentlich auszutanzen. Die Musik spielt jeder neu ankommenden Schar, auch einzelnen Paaren zum Willkomm ein Stückchen auf und begleitet sie ein. (Das ist das „Einbloaten“.) Sind genügend Gäste beisammen und ist der Eintritt gezahlt, beginnt der Tanz. Im Marchfelde haben Deutsche und Slovaken gesonderte Tanzlocale, was sich aus der Verschiedenheit der Nationalität allein schon erklärt, noch mehr aber praktisch aus der Verschiedenheit der Tänze beider Volksstämme. Nach jedem Tanze gibt der Bursche seiner Trauten einen Handschlag, den diese sogleich erwidert, worauf sie auf ihren Platz zu den Kameradinnen zurückgeht. In den Zwischenpausen stellen sich die Bursche vor die Musikanten hin und singen Bierzeiler, welche das ganze Orchester begleitet. Um die Tanzhütte herum sitzen die verheirateten Männer mit ihren Weibern, Kindern und Gästen und trinken Wein, Bier oder Meth; auch Näshereien stehen auf dem roh gezimmerten Tische, damit besonders die Kinder etwas zum Zubeißen haben. Fleischspeisen ist jedoch kein Dorfbewohner auf dem Kirchtagplatz, auch seinen Gästen läßt er keine solchen auftragen, damit es nicht den Anschein habe, als hätte er zu Hause nicht genug Vorsorge getroffen. Auch die Tänzerinnen, wenn sie von einem Nachbardorfe gekommen sind, werden von den einheimischen Burschen ins Elternhaus zum Abendessen eingeladen. Sind aber beide „fremd“, so zahlt der Tänzer seinem Mädchen ein Viertel „Gansl“, Kaffee und Wein. Früher war es auch Sitte, daß die Dorfbursche je einen Musikanten zum Mittag- und Abendessen einluden. (So besonders um Salapulka, B. D. M. B.)

Vor dem Wirthshause, im Thorwege und Hofe desselben sind Lebzelterbuden aufgeschlagen. Auch Gotscheer („Gotscheberer“) treiben sich mit ihren Körben auf dem Plage herum und die Bursche spielen „Hoch und Nieder“ oder „G'rad' und Ung'rad“ um Drangen, Zuckerschachteln, Feigenkränze und dergleichen. Getanzt wird die ganze Nacht hindurch; am Morgen lassen sich die Bursche mit ihren Mädchen gegen ein Trinkgeld

heimblasen („ausblasen“). Die Verrechnung der Festaussagen obliegt den Hüttenburſchen. Außer dem Trinkgelde für das „Einladengehen“ zu Mittag und dem Hütten- oder Eintrittsgelde der Tänzer wird um Reß (z. B. in Fegelsdorf) der Ertrag eines Hazardſpieles zur Deckung des „Robiſch“* verwendet, welches man „Schulern“ nennt und, weil verboten, abſeits in einem Winkel ſpielt. Am Nachkirchtag, der entweder unmittelbar auf das Hauptfeſt — „den Herrenkirchtag“ — folgt oder am nächſten Sonntag darauf gefeiert wird, findet kein ſolemneller Gottesdienſt ſtatt, auch werden keine Gäſte mehr aus der Ferne geladen. Im B. U. W. W., z. B. im Marchfelde, dauert die Kirchtagsfeier meiſt zwei Tage, im B. U. M. B., z. B. um Laa, auch drei Tage und es wird hier überdies noch am darauffolgenden Sonntag ein Nachkirchtag gehalten. Hier und da, z. B. um Reß, iſt es Brauch, den Kirchtag, wenn er zu Ende iſt, „einzugraben“. Ein vermummter Burſche weint über einige vor ihm liegende zerſchlagene Flaſchen und zerſetzte Fähnlein, die Muſikanten ſtimmen dazu Trauerweiſen an. Vergleicht man mit der hier gegebenen Schilderung, welche ſich übrigens vielfach auf Hauptzüge beſchränkt, das Bild eines Kirchtags im B. D. W. W., ſo erſcheint dieſes nahezu bedeutungslos. Man hält wohl einen Feſtgottesdienſt, kauft in den Krämerbuden allerlei, meiſt nützliche Sachen, tanzt im Wirthshauſe, aber von einem Volksfeſte in größerem Stile kann man nicht reden.

Im Spätherbſte, ortzweiſe erſt im Winter, wird die „Rockenſtub“ eröffnet und es beginnt der „Rockenſitz“, im B. D. M. B. auch „Rockarvaſ“ (Rockenreiſe) genannt. In Gegenden nämlich, wo die Bauerngehöfte nicht vereinzelt liegen, ſondern zu Weilern und Dörfern vereinigt ſind, kommen die Mädchen Nachmittags oder nach der Abendmahlzeit mit ihren Spinnrocken in einem Bauernhauſe, und zwar abwechſelnd heute in dieſem, morgen in jenem zuſammen und ſpinnen. Dabei wird fleißig geplaudert, werden Tagesneuigkeiten beſprochen, Räthſel aufgegeben und dergleichen. Die Rockenſtub iſt aber auch eine wahre Heimſtätte volksthümlicher Poefie, in der man die wunderbarſten Sagen, duftigſten Märlein und urwüchſigſten „Gſtanz'ln“ und „Viedl“ hören kann. Da hängt oft Alles am Munde der Erzählerin, ſo daß ſchließlich kein einziges Spinnrädchen mehr in der Stub ſchnürt und die Mägde von der Bäuerin ans Nachhauſegehen gemahnt werden müſſen. Wo es ordentlich zugeht, darf kein Mannsbild die Rockenſtub betreten. Dafür aber paſſen die Burſche den Mägdlein auf, wenn ſie das Hauſ verlaſſen, und „läuten“ ſie tapfer „aus“. Mit Schaſglocken, leeren Fäſſern und Spritzkrügen, auf die man ſchlägt, mit Pfeifen und Gejohle producirt man ein Abſchiedsconcert, das eine ſtädtiſche Katzenmuſik weit hinter ſich läßt. Darum ſuchen die Spinnerinnen, wie nur immer möglich, unbemerkt fortzukommen. Manche Dirne jedoch verliert ſich dabei nicht ungerne zu einem Stellbichein mit dem Geliebten. Wo der Rockenſitz Abends nach Tisch gehalten wird,

* Stammt aus dem Slawiſchen und bedeutet Kerbholz.

beschließt oft spät in der Nacht ein Tanz zur Ziehharmonika oder Zither die gemeinsame Arbeit. Da in diesem Falle auch die Bursche selbstverständlich bei der Unterhaltung sind, verliert die Rockenstube in sittlicher Hinsicht nicht selten ihre Harmlosigkeit.

Seit einigen Jahrzehnten vereinsamt in vielen Gegenden die altehrwürdige Rockenstube; der nüchterne Zeitgeist ist auch in diese stillen, lauschigen Räume gedrungen und hat vielfach mit dem Spinnrocken zugleich auch die Zauberfäden einer lieblichen Poesie zerstört. Wie das Spinnen, so werden auch andere Arbeiten gemeinsam verrichtet, so das „Moistößn“ (Obststampfen, wo man noch keine Kelter hat), Äpfel- und Rübenshälten, Krautabhäupten, Federnschleifen, Brecheln. Vorwitzige Besucher werden noch jetzt zuweilen in der Brechelhütte von den Mägden arg zugerichtet, indem diese ihnen das Gesicht schwärzen, die Kleider mit „Agen“ (Flachsabfällen) vollstopfen und dergleichen.

Zu Beginn des Spätherbstes feiert die Kirche zwei Feste unmittelbar nacheinander, an welchen unser Volk in verschiedener Weise Antheil nimmt: Allerheiligen und Allerseelen.

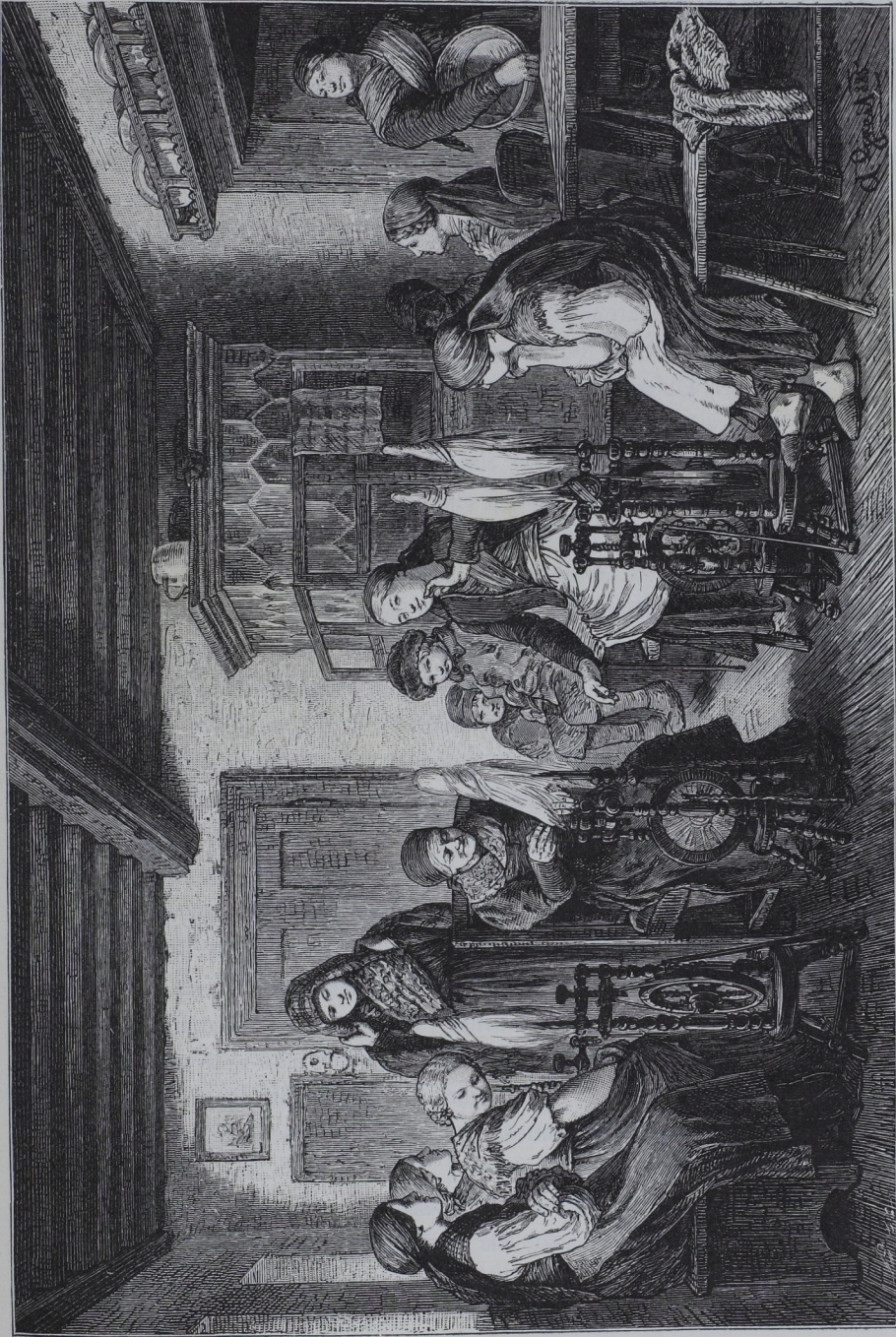
Zu Allerheiligen wird ein eigenes Brod gebacken, der zopfartig geflochtene „Allerheiligen-“ oder „Heiligenstrizel“. Mit diesem werden zunächst die Hausangehörigen und die Pathenfinder theilhaft, welche letztere überdies noch an vielen Orten mit Obst, Rüssen und Geld beschenkt oder gar zum Mittagstische geladen werden. Aber auch arme Leute, Kinder sowohl als auch Erwachsene bitten in den Häusern der reicheren um einen Heiligenstrizel. In einigen Gegenden gibt man ihnen ein Laibchen Weißbrod, am Wechsel am Vorabend schwärzeres, am Festtag weißeres Brod, beides von der Hausmutter gebacken, wofür die Empfänger zu einer Gegenleistung verpflichtet werden, welche im Gebet für die armen Seelen überhaupt und insbesondere für die verstorbenen Familienmitglieder besteht. (Hier allein erscheint der Heiligenstrizel noch in der Bedeutung eines Armenseelenopfers, als „Seelzopf“.) Die feinen Strizel für die Pathenfinder dagegen bestellt man beim Bäcker. Eine wohlhabende Bauernfamilie spendet zu Allerheiligen in der letztgenannten Gegend wohl an hundert Laibchen an Arme und die Bäuerin pflegt an diesem Festtage eigens zu Hause zu bleiben (zu „hüten“), auf daß ja kein „Zusprecher“ unbeschenkt weggehe. Im B. D. W. sagen die herumziehenden Kinder folgenden kleinen Spruch auf:

„Heiligen (Allerheiligen), heiligen, hujch, hujch, hujch,
A—n Äpfel, a Birndel, a Ruß, Ruß, Ruß!“

Die erste Zeile erklärt den Ausdruck „heiligen geh'n“ für Heiligenstrizel sammeln. Gibt man den kleinen Gästen in einem Hause nichts, so sagen sie:

Geiziger Böder,		Wann's uns nix gebt's,
Geizige Moam,		Geh'n ma so wieder hoam.“

In Haag, Strengberg und einigen anderen Orten nahe der oberösterreichischen Grenze gehen größere Bursche auch in der Nacht „heiligen“, und zwar zuweilen maskirt



Auf dem Spinnstüb.

sie wecken durch Klopfen an den Fenstern die Bäuerin, welche aufsteht und die Störefriede mit Most, Äpfeln und Nüssen tractirt und sogar einige Tänze sich gefallen lassen muß. Unter Grimassen, Achzen und Stöhnen zieht dann die lustige Sippenschaft wieder weiter. Im Marchfelde (Untergänserndorf) setzt man mißliebigen Personen einen großen Heiligenstrigel aus Stroh auf einer Stange vor das Haus.

Der schöne Brauch, am Allerseelestage das Andenken der theuren Dahingegangenen durch Gräberschmuck zu ehren, beschränkt sich im Ganzen mehr auf die bürgerlichen Kreise, besonders dort, wo die Bauerngehöfte weiter von der Pfarrkirche entfernt sind. Aber am Trauergottesdienste, sowie an der fast allgemein üblichen Procession nach dem Friedhofe theilhaftig sich sehr zahlreich auch das Bauernvolk. Für die armen Seelen werden viele Opfer gebracht an Gebet, Messstipendien und Almosen.

Am Feste des heiligen Martin herrscht noch in vielen Gegenden Niederösterreichs der Brauch, Mittags als Hauptgericht eine Gans zu essen, namentlich in den beiden Vierteln D. und U. M. B. und theilweise auch im B. U. W. B., z. B. im Leithagebiete, wo man überdies Verwandten und Geschäftsleuten, mit denen man verkehrt, die Martini-gans zuträgt oder zusendet. (Mannersdorf am Leithagebirge). Im B. D. M. B. (um Eggenburg) findet am Sonntag nach Martini ein Tanz bei der sogenannten „Herbstmusik“ statt. Die Burche bewirthen bei dieser Gelegenheit ihre Mädchen mit Gänsebraten, weshalb der genannte Sonntag dort auch der „Ganssonntag“ heißt. Für den Weinbauer ist der Martinitag in anderer Weise wichtig. An demselben wird nämlich der Wein „getauft“, das heißt der Most von da an als Wein bezeichnet. Zu Martini gehen im B. U. W. B. die „Halter“ (Viehhirten) von Haus zu Haus und übergeben beim Eintritte jedesmal eine Birkenruthe, womit im nächsten Jahre das Vieh wieder ausgetrieben werden soll. (Der Birkenzweig als „Lebensruthe“.) Der Spruch, welchen sie aussagen, klingt in einigen Versen an einen altdeutschen Hundesegen an. Um Wiener-Neustadt sammeln die „Halter“ mit ihren Buben in den Häusern Wein, den man ihnen in die großen Krüge schenkt, welche sie auf ihrem Hundgange mit sich schleppen. Im Leithagebiete erbitten sich auch die Handwerker bei ihren Kunden den „Martinitrunk“, den sie aber gewöhnlich ihren Gesellen überlassen. Der Ausdruck „Martini-“ oder „Märtenloben“ wird wohl am richtigsten auf das kirchliche Officium des Tages zurückgeführt, dessen Invitatorium zur Matutin lautet: „Laudemus Deum nostrum in confessione beati Martini“. (Laßt uns Gott loben in dem Bekenntnisse des heiligen Martinus.)

Am Barbaratage (4. December) stellt man einen Kirschzweig in ein Gefäß mit Wasser, welches man täglich erneuert. Am Christabend blüht der Zweig auf. (An allen Orten bekannt.) Mädchen sehen in dem Phänomen ein Zeichen, daß sie im nächsten Jahre heiraten werden.

Am Vorabende des St. Nikolaustages ziehen zwei vermunnte Personen in der auch anderwärts üblichen Weise als Nicolo und Krampus herum, beschenken brave Kinder und strafen unfleißige, unfolgsame. Im Dunkelsteiner Walde (St. Pöltener Gegend) schickt der Nicolo seine Knechte voraus, welche in den Häusern nach der Aufführung der Kinder sich erkundigen müssen; am Festtage erscheint der Nicolo selbst. Im oberen Obbsthal (Hollenstein) zieht der „Nicoloherr“ mit der weißgekleideten mehlbestaubten „Nicolofrau“, dem Krampus und der Habergeiß herum. (Letztere auch am Wechsel.) Erwähnung verdienen einige Schelmliedchen, welche die Kinder auf den doch so gefürchteten „Herrn Nicolo“ singen, z. B.:

„Nicolo, Nicolo, Kauf mir mein Prügerl a;		Wann d' mir's nit abkauft, Wirf i dir's na'."
----------------------------------------------	--	--------------------------------------------------

Oder:

„Vater unser, der du bist — Der Nicolo, der fällt in Mist,		Der Krampus, der fällt d'rauf, Der Nicolo kann nimmer auf."
---------------------------------------------------------------	--	----------------------------------------------------------------

Vor dem Schlafengehen stellen die Kinder Hüte, Schuhe oder auch Schüsseln vor das Fenster, in welche der Nicolo in der Nacht seine Geschenke „einlegt“. Am Nikolaustage werden in manchen Gegenden (besonders im V. D. W. W.) eigene Brode gebacken, welche den Nicolo und Krampus, aber auch allerlei Thiere vorstellen. In dem Nicologehen begegnet uns ein christlich umgedeuteter und umgewandelter Wodanmythus der germanischen Vorzeit.

Eine große Rolle in unserem Volke spielen die Rauchnächte (gesprochen Rauchnächte). Man treibt verschiedene Zeichendeuterei, die sich indeß auf zwei Hauptgesichtspunkte zurückführen läßt: auf das „Losen“= oder „Lismengehn“ (richtiger Liefengehen, vom mittelhochdeutschen liezen, das ist das Los werfen, losen, wahr sagen) und auf das „Lofengehn“ (das ist lauschen, horchen gehen; mittelhochdeutsch lofen, bedeutet hören, horchen.) Das Losen oder Lismen geschieht auf die mannigfachste Art. Am Thomasabend ist bei den ledigen Leuten, besonders den Mädchen, das Bettstaffeltreten noch im Schwung. Man tritt mit dem linken Fuße dreimal an einen der beiden hinteren Bettfüße und spricht dabei:

„Bettstaffel, i tritt' di, Heiliger Thomas, i bitt' di:		Laß ma erschein'n Den Liebsten (die Liebste) mein."
------------------------------------------------------------	--	--------------------------------------------------------

Ledige Bursche sagen auch: „Zeig mir glei' — Mein künft'ig's Wei'!“ Man soll dann mit dem linken Fuß voraus ins Bett steigen und sich in umgekehrter Lage, mit dem „Kopf zu den Füßen“, betten. Im Traume wird der oder die Geliebte sich zeigen. Ledige Personen tragen vom Thomastag an bis zum Christabend auch einen Apfel in der Tasche, waschen sich während dieser Zeit nicht, beten nicht und besprengen sich auch nicht mit Weihwasser. Am Christabend essen sie unter dem äußeren Scheunenthor (wo sie

von den Hausleuten weniger leicht gesehen werden) den Apfel. Dabei soll der künftige Ehegenosse zufällig des Weges kommen und unangesprochen vorübergehen. (B. D. W. W.) Unbekannt sind andere Bräuche, wie das Schuhwerfen, Holztragen, Scheiterlegen, Späneziehen, Bleigießen, Apfeltheilen (Kernzählen) und dergleichen. In der Stellung, Zahl (paarig oder unpaarig) und Beschaffenheit der zum Losen verwendeten Gegenstände liegt das vorbedeutende Moment. In Hollenstein (Obbisthal) zählen die Mädchen an der Zaunsteckenreihe immer nur bis acht, denn wenn sie auch noch zählen „neun“, sagt der Teufel: „der zehnte gehört mein.“ Beim Losen oder Horchen stellen sich die Mädchen gerne unter einen Weichselbaum. Indem sie diesen schütteln, sprechen sie:

„Weichselbaum, i schüttl' di,		Laß ma a Hundert bell'n,
Thomas, i bitt' di:		Soll sie mein Manderl meld'n.“

Manche Mädchen losen auch am Schweinstalle; rührt sich die „Alte“, werden sie einen älteren Mann bekommen, grunzt ein junges Schwein, einen hübschen, jungen. Horchen sie an einer Hühnersteige, so ist der Hahn, wenn er sich meldet, das Heiratsorakel. In der Christnacht stellt man sich auf einen Kreuzweg und horcht. Hört man lachen, singen, musizieren, so bedeutet dies ein freudiges Ereigniß im nächsten Jahre, für Mädchen auch heiraten. Gebet oder weinerliche Stimme verkündet Unglück. Zieht man mit geweihter Kreide einen Kreis um sich, so kann einem der Böse nichts anhaben und man schaut allerhand Zukünftiges, schließt aus der Gestalt der Wolken auf sein bevorstehendes Schicksal, sieht und hört Alles, was in den Häusern vorgeht. Doch darf man dabei kein Wort reden und überhaupt kein Geräusch machen. (Sämmtlich ziemlich allgemein.)

In den Unternächten gilt manches Ereigniß als vorbedeutend. Am Wechsel darf in diesen Tagen nicht gesponnen werden, sonst liefert man der Haupthexe Hertha das Garn, womit sie die Leute fängt und fortschleppt. Überhaupt ist das die Zeit, in welcher die Geister „umgehen“ und ungescheut ihr Wesen treiben, eine Anschauung, welche, wie manche andere hier vorgesehrte, in die vorchristliche Zeit zurückreicht.

Weihnachten. Dieses hohe kirchliche Fest mit all seinem Zauber, seinen sinnvollen Gebräuchen, wird in allen Kreisen der Bevölkerung so recht auch als ein Familienfest wie kein anderes aufgefaßt und gefeiert. Am Christabend wird in vielen Familien, besonders im Oisgergebiete, eine Krippe aufgestellt. Den Kindern wird eingeschärft, sein stille zu sein, daß sie den schlafenden Christ nicht aufwecken, der sie dafür bald mit den Gaben des Weihnachtsbaumes reichlich belohnen wird. Dieser breitet von Jahr zu Jahr seine lichtschimmernden Zweige weiter aus; heute prangt er schon in den meisten Bürgerhäusern, ja sogar in manche Bauernstube strahlt sein Glanz bereits hinein. Die Zeit vom Abendmahle bis zur Mette, wofern diese nicht wie an vielen Orten in der Wiener Erzdiöcese erst am Morgen gefeiert wird, bringt man abwechselnd mit Gebet, religiösen

Gefängen, Erzählen und harmlosen Spielen zu, von welchen jedoch das Kartenspiel in manchen Familien ausgeschlossen ist. Mit der Christnacht steht eine lange Reihe charakteristischer Bräuche und Meinungen im Zusammenhange.

Allgemein ist in Niederösterreich der im deutschen Volke überhaupt heimische Glaube verbreitet, daß während der heiligen Nacht die Thiere reden können. Überall erzählt man auch die Geschichte von dem Bauern, welchem seine beiden Ochsen (oder Pferde), die er bei ihrer Unterredung im Stalle belauschte, den nahen Tod voraussagten. Während der Christmette geben alle Brunnen Wein. (Weit verbreitete Meinung.) Auch die Zeichendeuterei spielt in der heiligen Nacht eine große Rolle. Weissen Kopf nach der Hausräucherung, wenn das erste Licht angezündet wird, an der Wand keinen Schatten zeigt, dem ist der Tod im nächsten Jahre gewiß. (Gilt hier und da als noch bedeutungsvoller am Sylvesterabend.) Wer von den Tischgenossen beim Nüsse-Essen zuerst einen schwarzen Kern findet, wird auch zuerst sterben. (V. D. W. W.) Erblickt man auf dem Dache einen Sarg, so bedeutet dies baldigen Tod für denjenigen, welcher die Vision gehabt hat (Waidhofen an der Thaya) oder für eine Person aus der „Freundschaft“ (Ybbsthal). Schaut man in der heiligen Nacht durch das Schlüsselloch in ein leeres Zimmer, so sieht man jene Verwandten sitzen, welche im nächsten Jahre sterben werden. Auch das wirtschaftliche Leben bringt man mit der Christnacht vielfach in sinnvolle Beziehung. In Mischbach (V. D. W. W.) trägt man eine Egge, einen Pflug und einen Scheffel Hafer in die Stube, wo gebetet wird. Um Oberhollabrunn (V. U. M. V.) legt man ein Bündel Heu offen in den Hausshof und füttert dasselbe nach der Mette dem Vieh. Beim Abendmahle sammelt der Hausvater von sämtlichen Tischgenossen je die drei schönsten Nußkerne und reicht sie am Festtage den Kindern als Maulgabe (V. D. W. W., Hollenstein); im oberen Ybbsthal besteht diese auch aus drei „Hetschenbetschen“ („Heckenböblein“, Hagebuttefrüchten) oder aus Brod, welches aus allen Getreidearten mit Hetschenbetschen gemischt gebacken wird. Von dem im Keller aufbewahrten Kraut (Kopfsohl) fällt durch Schütteln in der heiligen Nacht der beste Same ab. (V. D. W. W.) In den Äpfeln wenden sich die Kerne um; senkt man diese in die Erde, so wachsen Bäume, welche keiner Veredlung bedürfen. „Arbeitet“ während der Mette der Most im Keller, so ist ein gutes Mostjahr zu hoffen (V. D. W. W.); braust der Wein im Fasse oder „dreht er sich um“ (trübt er sich), ein gutes Weinjahr (um Krems). Um Waidhofen an der Thaya legt man einen Bund Kornstroh erst unter den Bactrog, hierauf gehen sämtliche Hausgenossen kurz vor Anbruch der Nacht damit in den Hausgarten und umwinden jeden Baum mit einigen Halmen, auf daß er im nächsten Jahre recht gut „trage“ (das „Baamschag'n“, Baum-schätzen). In manchen von den hier besprochenen Bräuchen liegen Überreste altgermanischer Baum- und Feldculte in christlicher Umdeutung vor.

Während der Christmette kann man auch die Hexen erkennen, wenn man auf einem Schemel sitzt, welcher aus neun verschiedenen Holzarten gemacht ist, oder wenn man durch einen durchlöcherten Span oder Stein oder durch das Astloch eines Sargbrettes schaut. Die unheimlichen Wesen haben das Gebetbuch verkehrt vor sich liegen und sitzen oder stehen mit dem Rücken gegen den Altar gewendet. Nach der Mette wird in den Familien sogleich eine Fleischsuppe mit Auflage, auch Fleisch eingemacht oder gebraten gegessen. An mehreren Orten im B. D. W. W. ist das „Sanktöpfbrat“ gebräuchlich; in den Gasthäusern ist man meist Bratwürste. Am Festtage bildet den Schluß der Mahlzeit das Klezenbrod. Von letzterem bekommen sämtliche Hausleute je einen Laib oder einen Strizel nebst Weißbrod; auch setzt man es an vielen Orten in Gasthäusern den Stammgästen vor. Das einfache Bauernklezenbrod besteht aus gewöhnlichem Brodteig und kleingeschnittenem Dörrobst, namentlich Klezen (gedörrten Birnen); in Bürgerhäusern mengt man unter den feineren Teig auch Nüsse, Mandeln, Feigen, Rosinen, Citronat und einige edle Gewürze. Auch liebt man es, den Teig mit Brauntwein anzufeuchten. Das Klezenbrod ist in den beiden Vierteln D. und U. M. B., besonders nördlich, und im B. U. W. W. nicht an allen Orten gebräuchlich. Man bäckt dafür Weißbrod, um Zwetzl „Kawuzl“ genannt, oder auch Nuß- und Mohnbeugel. Zu Weihnachten soll man neun verschiedene Sorten Klezenbrod essen, dann bleibt man gesund oder wird so stark, daß man neun Fahren Heu bergauf rechnen kann (Ötischergebiet), oder heiratet bald.

Am Wechsel leitet eine Sage ohne Zeitangabe den Ursprung des Klezenbrodes von einer Hungersnoth her, welche die Leute zwang, aus allerhand Abfällen ein „Milchmischbrod“ zu backen. Später that man dies in dankbarer Erinnerung an die Errettung aus jener großen Bedrängniß.

Zu Weihnachten ziehen in mehreren Gegenden Niederösterreichs „Hirtensinger“ herum, welche in Privat-, seltener in Gasthäusern kleine Spiele (Hirtenspiele) aufführen. Hierzu verkleiden sich vier Jünglinge ihren Rollen entsprechend und treten nach einander in die „Stube“ ein. Der erste Hirte fragt nach dem Hausherrn, klagt über bittere Winterkälte und legt sich neben dem Ofen auf den Boden. Ebenso machen es die beiden anderen, welche gekommen sind, ihren Kameraden zu suchen. Bald liegen alle drei in „tiefem Schlafe“, aus welchem sie jedoch der Engel durch Berührung mit seinem „goldenen Stabe“ weckt. Staunend vernehmen sie seinen Ruf: „Gloria in excelsis Deo!“ und den Bericht vom Wunder zu Bethlehem. Hierauf singen sie gemeinsam eines von den lieblichen Hirtenspielen, deren Motive echt volksthümlich sind. Da „gucken“ sie z. B. zum Himmel auf, wo es heute so lustig „hergeht“, als thät man droben den „Fasching loben“. Sie wollen dem Kindlein im Stalle allerlei Opfer bringen, der eine ein „zeckfeistes“ Lämmchen, der andere ein neues rothes „Sankel“ (Säckchen), der dritte seine schöne Kohlmeise

„samt'n Häusl“ (Käfig) u. s. w. Das „himmlisch' Büaberl“ soll ein „kundes Müaserl“ (Mus) bekommen, „denn an Sterz — bringt's no' nit übers Herz“. Nun versetzen sie sich im Geiste in den Stall vor die Krippe und schelten Josef, daß er eine so schlechte Herberge gewählt habe; „Du, alter Vater, Du sollst g'scheidter sein“, mahnt treuherzig ein Hirte. Doch das „Büaberl“ ist fröhlich, „högaßt* und lacht“, sobald es die Kehlmeise singen hört, das liebe Lämmchen und das rothe Zäckchen erblickt, und „gibt“ freudig „'s Patschanderl her“**. Zum Schlusse beten die Hirten kniend den neugeborenen



Das Hirteningen.

Heiland an und kehren „glücklich“ heim. (Ybbsthal.) Von größeren Weihnachtsspielen sei hier nur das noch jetzt zu Gmünd (B. D. M. B.) aufgeführte als das bedeutendste erwähnt. Die sogenannten „Krippenspiele“ sind im Aussterben begriffen.

Am Stefanitage reiten zu Murstetten (B. D. W. W.) ledige Burtsche auf Pferden herum. Der Brauch heißt dort das „Stefanireiten“; ob derselbe wie das in manchen deutschen Landschaften übliche „Schimmelreiten“ als Rest des alten Wodancultes aufzufassen oder auf örtlichen Entstehungsgrund zurückzuführen ist, läßt sich, da der Fall so vereinzelt auftritt, nicht entscheiden.

* Der Ausdruck bedeutet ungefähr das stoßweise Lachen der kleinen Kinder.

** Reicht den Hirten das fette, fleischige Händchen.

In einigen Gegenden, namentlich im Weinlande, wird am Johannistag (27. December) in der Kirche Wein geweiht. Der Kellerherr gießt davon einige Tropfen in jedes Faß. Der Johannissegen, das ist der Abschiedstrunk, welchen der Wirth seinen Gästen vorsetzt, wenn sie sich anschicken den Keller oder das Gasthaus zu verlassen, ist also als eine Art Weihetrunk aufzufassen.

Am Unschuldigen Kindertag, das ist am 28. December, darf sich kein Dreischtroh auf der Tenne befinden, sonst müssen die unschuldigen Kindlein durch dasselbe waten. (W. D. W. W.)

Der 29. und 30. December sind unter dem Namen „Wind- und Wassertag“ im unteren Obßthal bekannt. Am ersteren bringt man der Windsbraut ein Opfer, indem man Speisetheile auf die Zaunpflöcke („Hurdpflöcke“) legt; am zweiten wirft der Oberbursche in den Mühlen von jeder Richt des Mittagsmahles ein Weniges in den Wehrtümpel, und zwar fürs Wassermandl. Der Brauch, den Elementen zu opfern, stammt aus der heidnischen Vorzeit.

Daß am Sylvesterabende die Rauchnachtbräuche, vor allen das Lismen- und Lojengehen, besonders im Schwunge sind, versteht sich von selbst. Man will ja, wenn schon nicht die ferne Zukunft, so doch sein Schicksal im nächsten Jahre voraus wissen. Mädchen hängen gerne einen Ring an einem Haare in ein Glas; so oft er anschlägt, so viele Jahre wird es noch dauern, bis sie heiraten. Der Landwirth legt in der Neujahrnacht Ziegel oder Steine auf die Äste seiner Apfelbäume, damit die Blüten nicht durch den Blitz versengt werden. (W. D. W. W.)

Schließlich sei noch einiger Unglückstage im Jahre gedacht, welche auch in Niederösterreich, wie anderwärts, für Geburt, Krankheiten und gewisse Unternehmungen als übel vorbedeutend gelten.

Solche Tage sind der 1. April, der Geburtstag des Judas Ischariot; der 1. August, an welchem Lucifer in die Hölle gestoßen worden ist; der 1. December, der Tag des Unterganges von Sodom und Gomorrha. Auch der Magdalenatag (22. Juli) ist ein Unglückstag. An demselben müssen neun Menschen sich erhängen, neun sich ersäufen und neun sich „derfallen“ (zu Tode fallen). Manche rechnen auch den Hugotag unter die „bösen“ Tage.

So sind wir am Schlusse des Jahres angelangt. Eine Kette oft gar sinnvoller Bräuche, Sitten und Meinungen schlingt sich um den Kreislauf desselben, und mag auch der ernüchternde Zeitgeist bereits in vieler Hinsicht seinen Einfluß geübt haben, so treten doch die charakteristischen Züge unseres Volkes noch überall nachdrücklich genug hervor, um es als ein denkendes, gemüthvolles und biederer dem unbefangenen Forscher und Beobachter erscheinen zu lassen.